

## Nach-gedacht Meditation zu Kohelet

Thomas Hoppe

*Eine Zeit zum Lieben und eine Zeit zum Hassen – eine Zeit für den Krieg und eine Zeit für den Frieden*

Gedanken zu Kohelet 3,8

Das Buch des Predigers, Kohelet, ist ein spätes Zeugnis der jüdischen Weisheitsliteratur. Es stammt wahrscheinlich aus der Zeit zwischen 320 und 280 vor Christus. In Palästina herrschen zu dieser Zeit die Ptolemäer, sie sind griechischer Herkunft, und dies bedeutet für die Juden, die nach dem Ende des babylonischen Exils nach Palästina zurückgekehrt sind, eine besondere kulturelle Herausforderung: Es gilt sich jenen Fragen zu stellen und sie auch theologisch zu verarbeiten, die vor dem Hintergrund hellenistischen Denkens, speziell der ihm entstammenden Philosophie Grundprobleme des menschlichen Lebens in neuer Weise zur Sprache bringen. Neben dem Buch Kohelet ist vor allem das Hiobbuch ein alttestamentliches Zeugnis für die Intensität dieser Auseinandersetzung.

### I.

Ein Exeget hat formuliert, Kohelet habe eine »müde Weltanschauung«. Der Text gibt Zeugnis von einer tiefen Skepsis, ob die herkömmliche Lehre der Weisheitsliteratur, daß es einen direkten Zusammenhang zwischen einer ethisch guten, gottesfürchtigen Lebensführung und irdischem Wohlergehen gebe, wirklich zutreffe. Offenbar haben tiefgehende Leidenerfahrungen den Prediger zu der Auffassung gebracht, daß der Gang der Welt nicht mehr durchschaubar, menschliches Glück nicht planbar und nicht verfügbar ist, ja die gesamte menschliche Existenz überaus unsicher und gefährdet bleibt. In einer solchen Welt erscheint auch Gott als der Verborgene, als der deus absconditus; seine Existenz und sein schöpferisches Wirken werden zwar nicht in Abrede gestellt, doch entzieht sich

der Sinn dessen, was offenbar mit Wissen und Zustimmung dieses Gottes geschieht, dem menschlichem Verstehen.

Vor allem die Erfahrung vielfältiger Ungerechtigkeiten ist es, die Kohelet zu seiner skeptischen Haltung veranlaßt. Er sieht immer von neuem, daß es denen gut ergeht, die den Menschen Gewalt antun, während jene, die sich um ein gottgefälliges Leben mühen, oft dazu verurteilt sind, die Folgen dieses Unrechts mehr oder minder ohnmächtig zu erleiden. Vor dem Hintergrund der Verbrechen und Gräueltaten des Nationalsozialismus hat der große deutsche Rechtsgelehrte Gustav Radbruch kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ein Zitat aus dem Buch Kohelet einer seiner Arbeiten zur Erneuerung der deutschen Rechtsordnung vorangestellt; es lautet: »Ich wandte mich um und sah all das Unrecht, das geschah unter der Sonne, und siehe, da waren die Tränen derer, die Unrecht litten und keinen Tröster hatten, und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig, so daß sie keinen Tröster haben konnten. Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren, mehr als diejenigen, die noch leben müssen. Und besser als alle beide ist, der noch nicht ist und des Bösen nicht gewahr wird, das unter der Sonne geschieht«.

Auf nichts von alledem, was an Gelingen im Leben erreicht werden kann, scheint so Verlaß zu sein. Immer wieder schärft der Prediger seinen Hörern ein: »Alles ist Windhauch«; spätestens durch den unvermeidlichen Tod wird jeder auf Erden erreichbare Gewinn entscheidend relativiert. Gewiß kann man darin auch etwas Tröstliches erkennen, denn dann gilt ja auch für diejenigen, die aus ihren bösen Taten Vorteile ziehen, daß ihnen auf diese Weise letztlich keine Sicherheit erwächst. Nur ist das nicht die Aussage, um die es Kohelet vorrangig geht. Er setzt nicht auf die Kategorie einer innerweltlichen, irgendwann den Ausgleich herbeischaffenden Gerechtigkeit; das endgültige Gericht über die Handlungen der Menschen bleibt in seiner theologischen Konzeption dem Urteil des verborgenen Gottes vorbehalten, das erst am Ende der Zeit zu erwarten steht.

Und doch ist die Haltung Kohelets nicht diejenige eines Nihilisten, dem angesichts der beschriebenen Erschütterungen menschlicher Existenz alles wertlos und gleichgültig scheint. Daß zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden ist, steht für ihn nicht in Frage; im Gegenteil rührt sein Protest gegen die Wirklichkeit der Welt ja gerade daher, daß er diese Wirklichkeit in ethischen Begriffen deutet und

daran erkennt, wie wenig sie akzeptiert werden kann. Auch hierin liegt eine wichtige Parallele zum Buch Hiob: Gegenüber einem Gott, der im Verdacht steht, daß ihm das Ergehen seiner Geschöpfe letztlich gleichgültig ist, wäre im Grunde bereits der Aufschrei des Protests sinnlos geworden. In der Perspektive Hiobs wie Kohelets bleibt demgegenüber die Frage nach Gott angesichts der Leidensgeschichte der Welt und des Menschen möglich, ja notwendig: Sie wird die einzige verbleibende Alternative nicht nur zum Nihilismus, sondern auch zum Verstummen, zur Sprachlosigkeit. Und gerade darin, daß diese Alternativen vermieden werden können, wird auch die Würde des Menschen gewahrt – zumal die Würde derer, die leiden, die auf der Schattenseite der Geschichte stehen und zum Opfer werden.

Ohne diese Möglichkeit, die Frage nach Gott und danach, ob und wann er dem Menschen Recht schafft, offenzuhalten, klängen auch die Empfehlungen, die Kohelet seinen Hörern ans Herz legt, eigentümlich hohl; wenn es etwa heißt, man solle das Glück des Tages genießen, solange es währt, tatkräftig handeln, wo immer dies möglich sei, und das in Gottesfurcht annehmen, was einem jeweils zuteil werde. Zwar ist auch diese Haltung Ausdruck eines reflektierten ethischen Standpunkts, sie gibt zudem Zeugnis von jener Lebensweisheit, deren Spuren der damals zeitgenössischen griechischen Philosophie tief eingeprägt sind. Daß diese Haltung dennoch nicht befriedigt, wird offenbar, wenn man versuchsweise den Kohelet-Text so liest, als wenn nicht einmal die Hoffnung auf eine letztgültige Beendigung und Überwindung von Unrecht und Gewalt mehr offenstünde. Läßt sich, wenn die Leiden der in dieser Geschichte zum Opfer Gewordenen allenfalls noch als historisches Faktum notiert werden können, für die Verhältnisse der Gegenwart aber im Grunde ohne Belang bleiben, das Insistieren auf der Würde gerade auch dieser Opfer noch wirksam vermitteln? Kohelet weiß zwar keine bessere Antwort auf die Verhältnisse in dieser Welt als die skeptische, die er formuliert, aber die theologische wie ethische Herausforderung seiner Rede liegt gerade darin, daß für ihn diese Wirklichkeit der Welt nicht das letzte Wort hat.

## II.

In diesem Rahmen, also im Zusammenhang seiner grundsätzlichen theologischen Position und seiner Aussageabsicht, müssen wir versuchen zu verstehen, warum Kohelet seiner Argumentation den Passus über die »rechte Zeit« (Koh 3,1–8) eingefügt hat. Die Aufzählung, die mit den Worten »Alles hat seine Zeit« beginnt, stellt Gegensatzpaare aus dem Bereich der Lebenswelt einander gegenüber. Zu Beginn werden der individuelle Lebensanfang wie das persönliche Sterben genannt, am Ende stehen diese beiden zentralen Kategorien – das Leben Ermöglichende, das Leben Zerstörende – in größeren sozialen Kontexten: dies thematisiert die Probleme von Krieg und Frieden. Kohelet übernimmt in einer stilisierenden Aufzählung – dem Alttestamentler Gerhard von Rad zufolge handelt es sich um ein »Lehrgedicht« – offenbar bekannte Elemente der altorientalischen Weisheitsliteratur. Dabei ist aber zu bedenken, was seine grundsätzliche These ist: Die Unverfügbarkeit des Weltenlaufs wie des individuellen Schicksals, damit auch von Leben und Tod, soll besonders herausgestellt werden. Zugleich hatten wir festgestellt, daß Kohelet keinen Fatalismus predigen will, sondern trotz aller Skepsis am Sinn und an der Verbindlichkeit ethischer Normen, die auf die Führung eines gelingenden Lebens zielen, festhält. Wie läßt sich das zusammendenken – die prinzipielle Warnung davor, zu meinen, daß man das eigene Ergehen gewissermaßen »im Griff« habe, mit dem Insistieren darauf, daß es darauf ankommen kann zu erfassen, was zu einer bestimmten Zeit möglich ist und was nicht? Zumindest dem Anschein nach ist eine solche Argumentation doch paradox. Mehr noch: Wenn alles seine Zeit hat und dem Menschen unverfügbar bleibt, gerade auch auf dem Feld der Kriegsverhütung und Friedenssicherung, ist dann nicht der Erfolg aller darauf zielenden Bemühungen von vornherein entscheidend relativiert?

In der Tat tut sich die Auslegung dieses Verses mit dem eben beschriebenen Spannungsverhältnis schwer. Einig ist sie sich, wo es festzuhalten gilt, daß man diese Spannung nicht so auflösen kann, daß es am Ende auf das menschliche Bemühen um eine Überwindung des Krieges und der Gewalt nicht mehr ankäme. Abgelehnt wird übereinstimmend eine Art theologischen Determinismus', der die Entwicklung der Weltverhältnisse immer schon streng vorherbestimmt sähe und den Menschen zur am Ende ohnmächtigen Hinnahme des Geschehens nötigte, wie grausam es

auch sei. Denn ein solcher Determinismus liefe geradewegs darauf hinaus, denen, die Gewalt anwenden, einen moralischen »Persilschein« auszustellen: Wo sie sich nur als Vollzugsorgane eines Zusammenhangs deuten, in den sie kaum steuernd einzugreifen vermögen, scheint ihre Bereitschaft zu solchem Mitvollziehen in erschreckend weitem Umfang gerechtfertigt. Angesichts der scharfen Kritik des Kohelet daran, wie viele Menschen unter Unrecht und Gewalt zu leiden haben, kann eine solche »Legitimation des Krieges durch die Hintertür« seine Absicht wohl nicht sein.

Dem von Kohelet Gemeinten kommen wir näher, wenn wir die Lehre von der »rechten Zeit« als eine lebenspraktische Weisung verstehen, die auf Erfahrungstatbestände hinweisen möchte, aus denen man Lehren ziehen kann. Auch wenn man auf der Wahrnehmung moralischer Verantwortung besteht und deswegen jeder Auslegung, die diese tendenziell zu schmälern droht, mit erheblichen Bedenken begegnen wird, bleibt es doch ein Grunddatum, daß noch so gute Zwecke nicht unter beliebigen Umständen und zu jedem Zeitpunkt gleichermaßen erreicht werden können. In der Friedens- und Konfliktforschung wissen wir, daß Friedensverhandlungen oft deswegen scheitern, weil die Zeit für ein tragfähiges Abkommen noch nicht reif ist; wir können durch kluge Politik darauf einwirken, daß eine solche Reifesituation möglichst rasch entsteht, aber wir können den exakten Zeitpunkt doch häufig vorher nicht bestimmen. Zuweilen kann man sich nicht einmal sicher sein, daß die eigene Auffassung über die augenblickliche Zeit zutrifft; daß man sie in ihren Möglichkeiten, aber auch Grenzen angemessen deutet. Solche Grenzen menschlichen Erkenntnisvermögens können dazu führen, daß objektiv gegebene Chancen in Wirklichkeit ungenutzt verstreichen. Erst im Rückblick, angesichts einer Bilanz des eigenen Tuns im Hinblick auf dessen Gelingen oder Mißlingen, werden zutreffendere Einschätzungen möglich, obwohl es auch dabei letzte Sicherheit wohl nur sehr selten geben kann.

Da Menschen trotz dieser Grenzen ihrer Erkenntnis zu handeln genötigt sind, und es zudem oftmals nicht allein in ihrer Freiheit steht, zu entscheiden, welches Maß an Verantwortung ihnen zuwächst, enthält die Feststellung des Kohelet, daß alles seine Zeit habe, eine hilfreiche Mahnung: Handle so, daß du die Risiken deines Handelns möglichst überschauen kannst; vermeide Handlungsweisen, die unwiderrufliche Konsequenzen haben können; nimm diesen Grundsatz besonders dann ernst,

wenn diese unwiderruflichen Folgen in einer Schädigung Dritter bestünden. Und bedenke dabei, daß es häufig nicht schon die erste, sondern erst die zweite, dritte oder vierte Entscheidung in einer Kette von Handlungen sein kann, bei der es wirklich gefährlich wird. Nochmals ein Bild, das in den Sozialwissenschaften gerne verwendet wird: Manche Entscheidungen entsprechen einer Weggabelung, wobei die beiden Wege in zwei verschiedene Täler führen, die durch einen hohen Bergrücken voneinander getrennt sind. Man sieht sofort, daß, wenn die Entscheidung für einen dieser Wege getroffen wurde, sich zwangsläufig die verbleibenden Handlungsspielräume verringern: Man kann zwar im Tal, für das man sich entschieden hat, möglicherweise noch unter verschiedenen Wegstrecken wählen, aber bleibt auf die eingrenzenden Umstände des Landschaftsbilds zurückverwiesen. Aus dem Tal herauszukommen, gelingt entweder mit ungeheurem Kraftaufwand, indem man doch den Bergrücken erklimmt, um in das Nachbartal zu gelangen, oder dadurch, daß man bis zum Anfang des Weges, dorthin, wo er sich gegabelt hat, zurückkehrt. Manchmal gelingt es auch überhaupt nicht, wenn der Weg zu weit oder zu beschwerlich wäre.

Jede Entscheidung über Krieg und Frieden entspricht dieser Situation. Wohl weniger bewaffnete Konflikte würden vom Zaun gebrochen, wären sich diejenigen, die solche Entscheidungen fällen, der gefährlichen Eigenlogik des Handlungszusammenhangs bewußt, auf den sie sich damit einlassen. Viele Kriege wurden begonnen, weil man meinte, den Ausgang – zu eigenen Gunsten – verlässlich vorherwissen zu können. Am Ende stand hingegen fast stets nicht nur das Scheitern solcher Kalküle, sondern vor allem unermeßliches Leid für die Völker, die solche Entscheidungen durchzutragen, ihre grausamen Konsequenzen zu ertragen hatten. Und diese Erkenntnis ist keineswegs neu. Am Ausgang des Mittelalters waren sich die Moralthologen dieses Sachverhalts, der Eigendynamik der Gewalt, überaus bewußt; deswegen rieten sie eindringlich dazu, andere Formen der Konfliktbearbeitung an die Stelle des gewaltsamen Austrags zu setzen. Daß in der beginnenden Neuzeit ein Völkerrecht grundgelegt und entfaltet werden kann, das vor allem die Eindämmung des Krieges anstrebt und den wenigstens rudimentären Schutz der Menschen in ihnen, ist bereits eine Reaktion auf das Entsetzen, das mit den Gewaltorgien der konfessionellen Kriege und Bürgerkriege, gerade auch des verwüstenden Dreißigjährigen Krieges verbunden war.

Jedwede Gewalt, auch die, die sich als Gegengewalt gegen die Gewalt versteht, die von anderen ausgelöst wurde, bringt die Gefahr mit sich, daß es nicht bei dem bleibt, was man zu erreichen anstrebt. Denn man gerät in genau jenes enge Tal hinein, das die Wahlmöglichkeiten so entscheidend beschneidet. Immer wieder erfahren wir, wie schwer es ist, eine einmal begonnene gewaltsame Eskalation wieder zu beenden, die Zahl der Zerstörungen und Opfer wenigstens begrenzt zu halten, den Geist der Gewalt wieder »in die Flasche zurückzuzwingen«. Um dies festzustellen, braucht man weder Christ noch Ethiker noch Exeget zu sein; besonders Carl von Clausewitz, einer der bedeutendsten Militärtheoretiker des 19. Jahrhunderts, wußte darum.

Hier aber liegt nun zugleich ein wichtiger Unterschied zur zeitgeschichtlichen Situation, in der Kohelet seine Predigt verfaßt hat. Die meisten Menschen seiner Zeit erfuhren Kriegausbrüche und Friedensschlüsse wie schicksalhafte Ereignisse; sie entzogen sich nicht nur ihrer Beeinflussung, sondern auch weitgehend ihrem Verstehen. Krieg wurde schon damals als Katastrophe erfahren, nicht selten als göttliches Strafgericht gedeutet, wie umgekehrt Zeiten des Friedens zugleich als solche göttlicher Gnade verstanden wurden. Im Lauf der Geschichte ist seitdem immer wieder versucht worden, sich mit solcher schicksalhaft erfahrener Gewalt nicht abzufinden. Kirchliche wie nichtkirchliche Autoren denken in der Neuzeit darüber nach, wie eine moderne internationale Ordnung so konzipiert und durch verbindliche Absprachen gesichert werden könnte, daß Gewaltanwendung überflüssig wird, weil wirksamere, weniger Opfer und Kosten verursachende Mechanismen der Konfliktregelung zur Verfügung stehen. Solche Versuche haben durchaus ihre Erfolgsgeschichte, sie sind keineswegs samt und sonders gescheitert. Wenn wir heute außen- und sicherheitspolitische Debatten führen, gehen wir zu Recht davon aus, daß es entscheidend an uns selber liegt, ob und wie weit es gelingt, Gewalt aus den internationalen Beziehungen zu verbannen.

Dadurch aber gelangen wir in eine andere Situation als derjenige, der zwar um das Verhängnis der Gewalt weiß, aber aus ihr keinen Ausweg finden zu können glaubt. Es ergeben sich Spielräume, in denen Rechts- und Friedensordnungen gestaltet werden können. Vor allem werden wir aufmerksam dafür, daß wir in elementarer Weise dazu verpflichtet sind, mit Konflikten so umzugehen, daß ihrem gewaltsamen Austrag vorgebeugt werden kann. Präventive Politik ist deswegen gefordert, sie ist

besser als nachträgliche Schadensbegrenzung, zumal diese häufig mißlingt. Und hier findet sich ein breites Spektrum von Handlungsmöglichkeiten, im Feld der Politik, aber auch für zivilgesellschaftliche Akteure. Es umfaßt Aufgaben im Bereich der Konflikt- und Krisenprävention, der Frühwarnung vor Eskalationen, des zeitgerechten politischen Managements von Krisen, das den Einsatz von Gewalt vermeidbar werden läßt. Wer die Gewalt jedoch an ihren Wurzeln konsequent bekämpfen will, der muß auch fragen, wie er mit Situationen umzugehen hat, in denen sie noch kurz zuvor angewendet wurde: Damit ist die Bedeutung einer umsichtigen Konfliktnachsorge angesprochen. Werden hier Fehler gemacht, auch durch Versäumnisse, so riskiert man, daß bereits der Keim künftiger Gewalt gesät wird. Ein Blick auf die Situation im ehemaligen Jugoslawien zeigt, wie wichtig es ist, geeignete zivile Strukturen für das Zusammenleben ehemaliger Konfliktparteien zu schaffen. Demokratische Institutionen müssen errichtet und gestärkt werden, die einen wirksamen Schutz von Menschen- und Minderheitenrechten garantieren; Hilfe muß geleistet werden bei der Überwindung von Notsituationen, einschließlich des Wiederaufbaus zerstörter Infrastruktur; Flüchtlingen muß die Rückkehr in ihre Heimat unter solchen Umständen ermöglicht werden, daß sie in die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit vor Ort wieder integriert werden können.

Darüber hinaus kommt es entscheidend darauf an, wie Menschen, die oft in großer Zahl durch die Erfahrung extremer Gewalt traumatisiert wurden, mit diesen kaum erträglichen Erinnerungen umgehen. Wo sie lediglich verdrängt oder beschwiegen werden, drohen sie irgendwann wieder aufzubrechen und eine schwer beherrschbare Spirale neuer Gewalt in Bewegung zu setzen. Die Suche nach Möglichkeiten, wie sich mit den Leiderfahrungen jüngster Vergangenheit angemessen umgehen läßt, ist deswegen nicht nur für die unmittelbar Betroffenen von Bedeutung, sondern auch für die Friedensfähigkeit einer Gesellschaft als ganzer oder im Verhältnis von Völkern zueinander. Die Weise des Umgangs mit der Last der Erinnerung bestimmt darüber, ob die giftigen Früchte früherer Gewaltanwendung an ihren Sträuchern allmählich verdorren, wechselseitiger Haß nicht mehr gedeihen kann und es zu verhindern gelingt, daß aus den Unterdrückten von heute die Unterdrücker von morgen werden. Auch dieser Zusammenhang wurde durch die Ereignisse in Südosteuropa seit Beginn der neunziger Jahre erschreckend deutlich bestätigt.



### III.

Wie würde wohl Kohelet darauf reagieren, würde er heute mit einem solchen friedenspolitischen Anforderungsprofil konfrontiert? Jedenfalls ist wohl gewiß: Er bliebe skeptisch. Er hielte sicher an seiner Mahnung fest: »Tut, was ihr könnt, um den Sumpf der Gewalt auszutrocknen, aber rechnet auch damit, daß ihr dabei scheitern könnt! Auch für euch Leute des 21. Jahrhunderts ist der Weltenlauf nicht verfügbar, gar planbar nach euren eigenen Vorstellungen und Plausibilitäten. Nichts von dem, was ihr versucht, ist seines Erfolges gewiß; deswegen ruht auf dem, was ihr tut, eine so große Verantwortung«.

Kohelet erinnert uns daran, worauf es wirklich ankommt. Nicht nämlich auf die vergänglichen irdischen Güter wie Reichtum und Macht, die doch durch den letztlich unvermeidlichen Tod, aber auch durch die Einsamkeitserfahrung vieler Reicher und Mächtiger so entscheidend relativiert werden – »all dies ist Windhauch«. Zugleich schildert Kohelet den Menschen, wie er nur allzu oft wirklich begegnet; wie wenig man ihm oft trauen darf; auf wie wenig Gerechtigkeit zu hoffen man berechtigt sein kann.

Doch diese Relativierung gilt auch umgekehrt, und das ist tröstlich. Denn trotz des ungeschönten Blicks auf die Realitäten hat die Tatsache, daß das Mühen um ein Mehr an Frieden und Gerechtigkeit vor den Augen der Welt scheitern kann, in der Perspektive der alttestamentlichen Verheißung – auch in der des Kohelet – nicht das letzte Wort. Daß Dag Hammarskjöld, der bedeutende Generalsekretär der Vereinten Nationen in den sechziger Jahren, bei seinem Bemühen um ein Ende der damaligen Kämpfe im Kongo ums Leben kam, hat dieses Leben und seinen Einsatz nicht sinnlos werden lassen. Darauf mit Spott, Zynismus oder Resignation zu reagieren, wäre deswegen ganz unangemessen. Aber um dies zu erfassen, bedarf es zunächst eines Blickwinkels, in dem man für diese »Rückseite der Geschichte« empfindsam wird, die sich in menschlichen Schicksalen spiegelt.

Kohelet kann uns dazu helfen, eine solche Perspektive nicht zu verlieren.